

Wissen

SCHWEINE ALS
ORGANSPENDER

Mutig?

In den USA beginnt eine Studie, bei der Schweineorgane in Menschen verpflanzt werden sollen.

Wenn die Verzweiflung groß ist, ist der Mut mitunter noch größer. Oft ist es gerade der Mut der Verzweiflung, der Menschen antreibt und Fortschritt erst möglich macht. Das geschieht gerade auf dem Feld der Transplantationsmedizin, das von Verzweiflung und Wagemut geprägt ist, seit Menschen es erfunden haben. Was haben Ärzte nicht alles versucht, um Patienten Ersatz für ihre kranken Organe zu bieten? Und was nahmen die Kranken nicht alles auf sich für ein längeres und besseres Leben?

Weil es zu wenige Spenderorgane gibt, wird seit Jahrzehnten mit dem Mut der Verzweiflung auch nach Organersatz bei Tieren gesucht. Doch ob Affe, Kaninchen oder das dem Menschen in seinen Organen so ähnliche Schwein: Die Erfolge waren lange Zeit klein bis nicht existent, die Rückschläge gewaltig. Nun aber geht es einen großen Schritt voran. Die US-Arzneimittelaufsicht FDA hat grünes Licht für die weltweit erste richtige Studie zur Transplantation von Tierorganen auf Menschen gegeben. Das gab die Biotechfirma United Therapeutics bekannt, die den Versuch angemeldet hat. Sechs Patienten, die an einer Nierenkrankheit im Endstadium leiden und wahrscheinlich auf der Warteliste sterben würden, sollen eine Niere von einem eigens dafür geklonten Schwein erhalten.

Als Spinnerei abgetan, tritt die Forschung nun in eine neue Ära ein

Das geht nicht ohne den Mut von Ärzten und Patienten. Bei den Patienten dürfte das Mut der Verzweiflung sein. Doch auch für die Ärzte steht einiges auf dem Spiel. So hat die FDA verfügt, dass nach jeder Transplantation eine Pause eingelegt werden muss, damit nicht alle Patienten auf einmal betroffen sind, falls die Sache schiefgeht. Diese Sicherheitsmaßnahme ist nötig, denn trotz sorgfältiger Vorbereitung ist diese erste klinische Studie ein gewagtes Experiment. Die Xenotransplantation tritt in eine neue Ära ein. Das mag pathetisch klingen, aber der Begriff ist nicht zu groß.

Lange wurde die Forschung zur Xenotransplantation als Spinnerei abgetan. Anfänglich waren die Abstoßungsreaktionen gegen die fremden Organe kaum zu überwinden. Daraufhin züchtete man Schweine, bei denen man jene Gene ausschaltete, die die Abstoßung befördern. Doch dann entdeckte man, dass im Erbgut der Schweine eingebaute Retroviren den Menschen gefährlich werden konnten. Inzwischen hat man auch dieses Problem mittels Gentechnologie im Wesentlichen gelöst. Heilversuche mit einzelnen Patienten, die mit Herzen, Nieren oder Lebern von solchen Schweinen immerhin einige Monate überlebten, zeigten, dass die Xenotransplantation im Prinzip funktioniert. Damit hat die Forschung eine kritische Schwelle überwunden, die nun eine erste echte Studie möglich und nötig macht. Auch wenn es gewiss noch Schwierigkeiten geben wird: Man kann davon ausgehen, dass die Transplantation von Schweineorganen in einigen Jahrzehnten normale klinische Praxis sein wird.

Doch eines darf man bei der Freude über diesen Fortschritt nicht vergessen: Sosehr der Mut zu feiern ist, der diese Forschung über so viele Jahrzehnte zu den Kranken gebracht hat, sosehr ist ihr Motor, die Verzweiflung, zu betrauern. Die Bereitschaft, Organe zu spenden, ist in Deutschland besonders gering, und der Mangel an Organen entsprechend groß. Das ist ein Trauerspiel. Es verlangt Kranken den Mut der Verzweiflung ab, die eigentlich Sicherheit und Fürsorge bräuchten.

Bis der Organersatz vom Schwein zur Routine wird, werden Tausende Kranke sterben, weil sie kein Organ bekommen. Dabei ließe sich dies einfach verhindern, wenn mehr Menschen dazu bereit wären, nach ihrem Hirntod ihre Organe zu spenden. Der Mut der Forschenden und die Verzweiflung der Patienten sollten allen anderen ein Ansporn sein, eigene Ängste und Vorbehalte zu überwinden.

Christina Berndt



Christina Berndt findet, dass man kaum gegen Tierversuche sein kann, solange man Tiere isst.



COLLAGE: STED/SZ. FOTO: SHUTTERSTOCK

Die Nachricht aus den USA war so unerhört, dass sogar die Süddeutsche Zeitung berichtete: „Auch Ehemänner beziehen Prügel“ – meldete die SZ am 31. Januar 1978 im „Vermischten“. Zu lesen war, dass die US-Soziologin Susanne Steinmetz von der University of Delaware zu dem Schluss gekommen sei, „dass die Misshandlung von Ehemännern möglicherweise ein ebenso großes soziales Problem darstelle wie die Misshandlung von Ehefrauen“. Und tatsächlich, Steinmetz' Arbeit war eine der ersten, die auf dieses Problem hinwiesen. Die Forscherin musste daraufhin heftige Angriffe aus feministischen Kreisen einstecken, sie wurde von Konferenzen ausgeladen, in ihren Vorlesungen protestierten Studierende.

„Dabei belegen mittlerweile Hunderte Studien und Publikationen, dass Männer bei häuslicher Gewalt nicht nur Täter, sondern häufig auch Opfer sind“, sagt der Psychotherapeut und -analytiker Christian Roesler von der Katholischen Hochschule Freiburg. „Doch in der Mitte der Gesellschaft ist diese Einsicht noch nicht angekommen.“ Die Folge sei bis heute eine „dramatische Unter- und Fehlversorgung“ von Männern, die von ihren Partnerinnen Gewalt erfahren haben.

Roesler, der primär über Paartherapie forsch, kommt in seinem aktuellen Buch „Partner-schaftsgewalt und Geschlecht“ nach der Analyse der internationalen Studienlage – sein Literaturverzeichnis übersteigt 20 Seiten – zu einer drastischen Einschätzung. Sie lässt sich in zwei Wörtern zusammenfassen: „Fifty-Fifty“. Er sagt: „Männer und Frauen sind gleichermaßen Täter und Opfer häuslicher Gewalt, sowohl was die Zahl der Fälle angeht als auch die Schwere der Vorfälle.“ Und das, obwohl die Männer im Durchschnitt deutlich stärker sind? „Frauen gleichen ihre körperliche Unterlegenheit häufig mit dem Einsatz von Waffen aus – mit manchmal umso schlimmeren Folgen“, sagt Roesler.

Er beruft sich unter anderem auf die sogenannte „Partner 5“-Studie, die 2021 unter Leitung des Sexualwissenschaftlers Heinz-Jürgen Voß von der Hochschule Merseburg publiziert wurde. Dieser Arbeit zufolge würden Frauen sogar etwas häufiger zuschlagen als Männer: In ihrer aktuellen Beziehung hätten acht Prozent der Frauen, aber nur drei Prozent der Männer körperliche Gewalt ausgeübt. Lediglich bei der sexuellen Gewalt lägen die Männer vorn, mit drei gegenüber einem Prozent.

Solchen Größenordnungen widersprechen allerdings die meisten in Deutschland forschenden Epidemiologen, die sich speziell mit Paargewalt beschäftigen. Als mit die beste Studie gilt in Fachkreisen derzeit eine Arbeit, die ein Team um den Epidemiologen Andreas Jud von der Uniklinik Ulm 2022 im *Journal of Interpersonal Violence* publiziert hat. Sie ist die erste bundesweite Studie speziell zum Thema; sie beruht auf einer repräsentativen Stichprobe, 2500 Personen wurden befragt.

Nach dieser Studie haben knapp 60 Prozent der Frauen und etwa 50 Prozent der Männer mindestens einmal im Leben Gewalt durch ihren Partner oder Partnerin erfahren. Dabei unterschieden die Forscher Formen von Gewalt: Am häufigsten war bei beiden Geschlechtern psychische Paargewalt: Dinge wie Beschimpfen, Drohen, Stalking, Mobbing. (54 Prozent bei Frauen, 48 Prozent bei Männern). Von körperlicher Gewalt waren 15 Prozent der Frauen, aber nur elf Prozent der Männer betroffen. Insgesamt signifikant häufiger – und regelmäßiger – waren Frauen auch von ökonomischer und sexueller Gewalt betroffen. Letztere kann bei verbalen Übergriffen beginnen und bis zur Vergewaltigung gehen.

Dabei ist umstritten, wie man Gewalt definiert, wann beginnt sie? Ist ein böses Schimpfwort bereits psychische Gewalt? Wie schlimm ist eine Ohrfeige? „Es hängt sehr vom Kontext ab, wie so etwas erlebt wird“, sagt Schemmel. „Rutscht einmal die Hand aus in einer aufgeregten Situation und man bereut und versöhnt sich, oder schlägt ein Zweimeter-mann kalt und mit aller Gewalt ins Gesicht seiner Frau?“ Geht es um strafrechtlich Relevantes oder zählt bereits die Aggression unterhalb dieser Schwelle? Erfasst man auch die Folgen einer Tat beim Opfer oder zählt man einfach die Tat an

sich? Ein resilienter Mensch kann eine Ohrfeige vielleicht wegstecken, einen anderen kann sie traumatisieren.

Doch die unklare Definition ist das eine, methodische Unterschiede das nächste Problem. Es gibt noch eine andere große deutsche Studie, die im vergangenen Jahr ein Team um den Rechtspsychologen Jonas Schemmel von der Fernuni Hagen erstellt hat; finanziert von der Opfer-schutzorganisation Weißer Ring und dem Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen. Sie erfasst nur Gewalt gegen Männer. Ihr zufolge erlitten knapp 40 Prozent der Männer in ihrem Leben schon mal psychische Gewalt durch ihre Partnerin, knapp 30 Prozent körperliche Gewalt – deutlich mehr als in der Ulmer Studie, vermutlich, weil es leichte methodische Unterschiede gibt, etwa bei der Zahl der Fragen und der Rekrutierung der Studienteilnehmer. In der Schemmel-Studie etwa wurden außerdem knapp 12 000 Männer im Alter von 18 bis 70 Jahren in einer repräsentativen Zufallsstichprobe per Brief kontaktiert, nur gut 1000 von ihnen füllten letztlich den Online-Fragebogen vollständig aus, weitere knapp 500 hatten beim Bearbeiten abgebrochen. Vielleicht, weil ihnen die Fragen unangenehm wurden? Klar ist jedenfalls: Es fehlt an Daten. Die methodischen Probleme bei der Erforschung von häuslicher Gewalt sind gewaltig, da sind sich die Epidemiologen einig.

Doch abseits der wissenschaftlichen Unschärfen ist es ohnehin müßig, über die exakten Zahlen zu diskutieren. Denn sie verstecken sich im Dunkelfeld, deshalb hilft auch ein Blick in die polizeiliche Kriminalstatistik wenig. Wenige Themen sind so tabuisiert und schambesetzt wie Gewalt unter Paaren. Wer berichtet schon gerne in einem Fragebogen oder gegenüber einem Forscher, dass er seinen Partner, seine Partnerin gelegentlich schlägt?

Welcher Mann, der vielleicht auch noch ein traditionelles Geschlechterbild pflegt, gesteht sich gerne ein, dass er Opfer einer Frau geworden ist? Und die Zahlen bei den älteren Befragten sind womöglich nur deshalb kleiner, weil Gewalt in früheren Generationen weniger ernst genommen wurde, damals, als etwa Ohrfeigen in der Erziehung noch als angemessen galten. „Fried-

fertiger ging es früher in Familien wohl kaum zu“, meint auch Andreas Jud.

Außerdem lassen sich Täter und Opfer nicht immer leicht unterscheiden. „Gewalt entsteht in etwa 80 Prozent der Fälle situativ, sie Schaukelt sich zwischen Partnern auf in Spiralen der Eskalation“, sagt Roesler. Körperliche Gewalt sei häufig die Reaktion auf psychische Gewalt. Einigkeit besteht deshalb mittlerweile auch darin, dass es wenig bringt, wenn Forscher – so wie in frühen Studien verbreitet – einfach nur fragen, ob der Partner Gewalt ausübt; eben, weil jeder was anderes darunter versteht. Nötig sind möglichst konkrete Fragen („An den Haaren gerissen? Gebissen?“), die dann neue Fragen aufwerfen: Wann beginnt schwere Gewalt? Der Messerstich: sicher; aber auch jeder Schlag mit der Hand?

Jede Studie beantwortet diese Frage etwas anders, das macht den Vergleich der Zahlen schwierig. Erst recht, wenn man ins Ausland schaut, etwa in die USA, wo in vielen Nachttischschubladen eine Pistole liegt, und Männer wie Frauen mit Waffen leichter schwere Gewalt ausüben können, sagt Roesler. Insofern ist es müßig, über genaue Zahlen zu diskutieren. Eine Einsicht bleibt, wie Jud sie formuliert: „Partnergewalt an Männern ist keine seltene Ausnahme, sondern ein relevantes Problem, das in der Öffentlichkeit immer noch unterschätzt wird.“

Das sei kein Grund, Gewalt an Frauen weniger ernst zu nehmen. „Im Krankenhaus finden wir immer noch vor allem die schwer verletzten Frauen“, gibt Jonas Schemmel zu bedenken. „Wir sollten nicht vergessen, dass es immer noch jedes Jahr rund 150 Femizide in Partnerschaften in Deutschland gibt, aber kaum Tötungen von Männern“, sagt die Soziologin Barbara Kavemann vom Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut in Freiburg und

der Katholischen Hochschule für Sozialwesen in Berlin. Diese Zahlen seien bedeutsam, weil die wirklich schweren Gewalttaten und insbesondere die Tötungsdelikte fast immer aufgeklärt werden, es gibt kaum ein Dunkelfeld. Ihr Fazit: „Ganz klar: Auch Frauen sind nicht zimperlich beim Streit mit dem Partner, aber sie sind deutlich häufiger die Opfer schwerer Gewalt.“ Hier kann man dem Bundeskriminalamt glauben: Unter den 824 Menschen, die im Jahr 2023 in Deutschland insgesamt des Mordes verdächtigt wurden, waren 705 Männer.

„Wir müssen aufpassen, dass sich jetzt die Wahrnehmung nicht völlig umdreht“, sagt Kavemann – und warnt vor „maskulistischen Strömungen“ in der öffentlichen Debatte. „Dass wir die Männer mehr sehen sollten, bedeutet nicht, dass wir die Frauen aus dem Blick verlieren“, beschreibt Christian Roesler den Konflikt. Er stellt die nächste drängende Frage: Was könnte man tun für die Männer?

Klar sollte es mehr Anlaufstellen für Männer geben, die Polizei für ihre Einsätze besser geschult werden. „Doch ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, immer mehr spezialisierte Beratungsstellen zu schaffen, bis sich niemand mehr auskennt“, warnt Andreas Jud. Und ob man für jedes Frauenhaus ein Männerhaus errichten sollte? Bislang gibt es in Deutschland nur ein gutes Dutzend Schutzwohnungen für Männer, schätzt Kavemann. Allerdings besteht bei Männern eben selten Gefahr für Leib und Leben. Sie sieht einen Bedarf für mehr Beratung.

Christian Roesler plädiert trotzdem dafür, nur im Ausnahmefall die Partner zu separieren. Er setzt auf Paartherapie, solange die Dinge nicht völlig eskalieren sind. „Wir sollten einfach Konsequenzen daraus ziehen, dass Gewalt meist aus einer unglücklichen Dynamik zwischen den Partnern entsteht“, sagt er, „und die lässt sich verändern, sofern beide Partner das wollen und der Beendigung der Gewalt zugestimmt haben.“ Dafür gebe es etablierte therapeutische Programme. Andere Experten sind skeptisch. „Jemandem, der um sein Leben fürchtet, können Sie nicht sagen: Jetzt setzen wir uns mal zusammen“, sagt Jonas Schemmel.

Noch besser wäre es, das Problem an der Wurzel zu packen. „Am besten wäre einfach frühzeitige Prävention, schon in den Schulen“, sagt Andreas Jud. Auch Barbara Kavemann sagt: „Ich habe die Vision einer geschlechtergerechten Gesellschaft, in der schon die Kinder lernen: Wie streite ich geschlecht – nämlich ohne Gewalt.“



Schnittblumen werden oft auf umweltschädliche Weise produziert. Muss das sein? > [Seiten 36, 37](#)

Im Dunkelfeld

Häusliche Gewalt gegen Frauen ist ein drängendes Problem. Doch Männer sind nicht nur Täter, sondern auch Opfer. Und das gar nicht so selten.

Von Christian Weber

Schwere und tödliche Gewalt in der Partnerschaft trifft trotz allem hauptsächlich Frauen

Die Zahlen zeigen: Häusliche Gewalt gegen Frauen ist ein drängendes Problem. Doch Männer sind nicht nur Täter, sondern auch Opfer. Und das gar nicht so selten.